

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 22

Artikel: Chopin auf Mallorca
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ufenau.

Verwachsne Uferborde,
Daran die Woge prallt,
Auf feierstillem Hügel
Ein Kirchlein greisenalt;
Das Bauerngut inmitten,
Da sitzt das Volk beim Wein,
Ob Ackergrund und Wiesen
Der Mittagszitterschein.

Ein Pfauhahn mit zwei Hennen
Im Haus am Klippenrand,
Das hochgetürmte Städtchen
Im Dunst am fernen Strand.
Ein Sang vom Ritter Hutten
Aus Zeiten wild und rauh,
Ein Kreuz auf grünem Ager...
Gott grüß' dich, Ufenau!

Jakob Heß.

Chopin auf Mallorca.

Skizze von Stephan Georgi.

Es war wieder ein Abend vielseitiger geistiger und künstlerischer Genüsse in dem gästefreuen Pariser Hause der bewunderungswürdig schönen Gräfin Potocka; Männer der Literatur, der Musik, der Wissenschaft waren zugegen, die sich um jene Zeit der ersten Eisenbahnen aus aller Welt in den Salons der französischen Metropole zusammenfanden. In der Mitte des Saales, am Flügel, saß Rossini, der gefeierte „Schwan von Pesaro“, und ließ ein paar Bruchstücke aus seiner „Italienerin in Algier“ erklingen, während der kleine, dicke Herr von Balzac — recht pietätlos dem Spielenden gegenüber — damit beschäftigt war, einigen Damen galante Histörchen zuzuflüstern, die pikant genug waren, daß sie der in der Nähe sitzende, ebenfalls reichlich füllige Alexander Dumas auch mit anhörte.

Man spendete Rossinis prickelnder Melodik Beifall. Dann setzte sich, die lange blonde Mähne zurückschüttelnd, Franz Liszt an das Instrument und erklärte, daß er diesmal keine eigene Musik bringen, sondern die neuesten Kompositionen eines andern interpretieren werde. Und wie er zu spielen begann, da hörte sogar der Herr von Balzac mit seinem frivolen Geflüster auf. Man lauschte einer Musik von bestrickender Eigenart, als läge das Sprudeln kristallklarer Quellen, das Zittern der Sonnenstrahlen, der zarte Hauch der Blumen darin, so perkten die Takte in unendlich feinnervigem Wohlklang hervor, wurden drängend getrieben von dem Atem einer dämmerfarbigen mysteriösen Romantik, stürmten bald leidenschaftlich bewegt dahin, bald wurden sie zögernd, flackernd wie eine Flamme im Winde und formten sich, gefügt aus überraschenden Nuancen, zu einer bis in die kleinste Note hinein empfundenen zauberhaften Traumwelt, überdunkelt von einem leisen, geheimen Weh.

Als Liszt, der diese jeden gefangen nehmende

Musik mit virtuoser Einfühlungsgabe vorgetragen hatte, sich erhob, wehrte er den stürmischen Applaus ab und wies auf die Noten. „Dem dort gebührt Lob.“ Man umdrängte das Notenblatt. Wer ist es? Da stand oben in der Ecke mit fast frauenhaft zierlicher Handschrift: François Frédéric Chopin.

„Chopin!“ ging es durcheinander. „Wo ist er? Wo steckt unser Prinz Schönhändchen? Seit Wochen hat man ihn nicht mehr gesehen.“

Auch Liszt zuckte die Achseln; niemand wußte über den Verbleib Chopins Auskunft zu geben. Nur Gräfin Potocka senkte ihr Haupt hinter den Fächer. Sie hatte dem jungen, von allen verwöhnten und vergötterten Komponisten nahe genug gestanden, um auch ohne vorherige Namensnennung aus dieser Musik eines schmerzlichen Lächelns den Schöpfer herauszuhören. Und sie wußte mehr als die andern; wußte, daß zur gleichen Zeit, da Chopin Paris in aller Stille verlassen hatte, auch die vor kurzem von ihrem Manne, dem Baron Dudevant, geschiedene Dichterin George Sand abgereist war. Unbekannt blieb nur, wohin sich die beiden begeben hatten.

*

„Meer, Berge, Palmen, Ruinen von Moscheen, tausendjährige Olivenbäume! Der Himmel wie ein Türkis, das Meer wie der Azur, die Berge wie Smaragde! Sonne und Wärme! Die Stadt, wie alles hier, sieht nach Afrika aus! Bei Nacht überall Gitarren und Gesang! Ein herrliches Leben!“ schrieb Chopin in der primitiven Stube eines Häuschens, das außerhalb der Stadt in einem Tale lag, von wo aus man die gelben Mauern und die Kathedrale von Palma auf Mallorca erblicken konnte.

Doch das anfängliche „herrliche Leben“, die erhoffte Freude am stillen Versteck schlug den beiden in ferne Abgeschiedenheit Geflohenen bald

in arge Enttäuschung um. Mancherlei empfindliche Entbehrungen stellten sich ein, die Wohnung erwies sich als ungesund feucht, und zudem begann gerade die kalte Regenperiode, alles Umstände, denen die von jeher zarte, anfällige Natur Chopins nicht standzuhalten vermochte. Er erkrankte. Trotz der aufopfernden, tatkräftigen Pflege, die ihm die jeder Lebenslage gewachsene Dichterin zuteil werden ließ, verschlimmerte sich sein Leiden zusehends. Als die Einwohner, die den beiden Fremden, dem jungen, bleichen Mann und der auffälligen, nahezu männlich gekleideten Frau, schon von Anfang an etwas mißtrauisch gegenübergestanden hatten, vernahmen, daß es sich um eine Bronchitis, eine dort sehr gefürchtete Krankheit, handelte, wurde das Haus der beiden wie das eines Pestkranken gemieden, ja es kam so weit, daß sie aus ihrer Wohnung regelrecht vertrieben wurden und in einem abgelegenen, verlassenen Kartäuserkloster Zuflucht suchen mußten.

Krank, mutlos, ohne Hoffnung saß der von so vielen vergötterte Künstler, zu dessen Lebensgewohnheiten sonst Komfort, Eleganz, weiße Handschuhe, Blumen und Wohlgerüche gehörten, in der kahlen, fargartig-düsteren Zelle des riesigen, dem Verfall überlassenen Gemäuers, sah vom Fenster aus auf wild wuchernde Schlingpflanzen, auf dunkle Zypressen und auf ... den Friedhof.

Erst als es ihm mit großen Kosten und Mühen gelungen war, einen Ofen und einen Flügel aus Marseille kommen zu lassen, lebte er ein wenig auf. Aber auch das nur vorübergehend; sein immer stärker werdendes Husteln quälte und mahnte ihn. Er versank in düstere Melancholie.

Ein grauer Regentag. George Sand war nach Palma gegangen, um einige Einkäufe zu besorgen. Ein unendlich beschwerlicher Rückweg wurde es. Das Unwetter war mit aller Macht ausgebrochen, der Regen prasselte in Strömen hernieder, die ohnehin schlechten Wege waren zu Bächen geworden. Sechs mühsamer Stunden bedurfte sie, um endlich, mitten in der Nacht, das Kloster zu erreichen.

Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Melodien, zerrissen vom Heulen des Windes, drangen heraus. Drinnen, in der Halle, vor Chopins halb geöffneten Tür, blieb die Dichterin stehen. Völlig durchnäßt, überanstrengt und ermüdet war sie, aber das, was sie hier hörte, zwang sie, reglos auf ihrem Platz zu verharren.

So seltsam, so unwirklich war es, wie diese Töne durch das hohe, finstere Gewölbe hallten.

Dämonisch düster quollen sie hervor, als wollten sie mit ihren Visionen das alte Gemäuer, die verstorbenen Mönche zum Leben erwecken. Es war, als schlichen darin bleiche Gestalten in Rutten umher, als tönten Mönchschöre und Gemurmeln inbrünstiger Gebete daraus, in tief gebeugtem, selbstzerfleischendem Trübsinn. Wie kurze Lichtstreifen glitzerte es dazwischen auf, wie fahler Mondschein auf Grabkreuzen. Dann stürzten die Melodien weiter, flohen vorwärts, leuchtend, gehebt von einer wahnsinnigen Angst, von den Schrecknissen einer zerquälten Seele, versuchten aufwärts zu fliehen, sich im Unendlichen zu verlieren, aber alles war dunkel, düster, erstarrt. Da flatterten sie nieder, sanken herab in eine trostlose Tiefe, langsam, stöhnend, schleppend, erlöschend. Und über diesem müden Hinsterben klang es leise wie das unaufhörliche, lähmend gleichmäßige Herabfallen glitzernder Wassertropfen.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes.

Reglos, zitternd stand die Sand an der Tür. Sie war eine stark willensbetonte Frau, die nicht so leicht sentimentalischen Gefühlen unterlag, aber hier preßte es ihr in wehem Mitleiden das Herz zusammen. Nie hatte sich ihr die Qual einer niederbrennenden Seele so leidvoll, so jedes Trostes, jeder Hoffnung bar enthüllt, wie in dem eben Gehörten.

Sie trat leise einen Schritt näher. Ein Leuchter stand auf dem Flügel, der Schein fiel auf das bleiche Gesicht mit der fast durchsichtigen Haut, auf das seidig dunkelblonde Haar, die fieberhaft gegenwartslosen braunen Augen, die Hände, so weiß und schmal, als gehörten sie keinem Lebenden. Chopin. Aber waren diese Stirn, diese Augen und Hände denn jemals anders gewesen als die eines ob seiner empfindsamen Feinernervigkeit an allen rauen Dingen des Lebens Erkrankenden, immer zum Untergehen Bereiten? Die Musik aus dieser zerbrechlichen Seele je etwas anderes als in Wollaut gehülltes Leiden? Wie hatte Auber einmal von Chopin gesagt?: Er liegt sein ganzes Leben im Sterben.

Als der Spielende die Sand bemerkte, sprang er mit einem Schrei auf. Verstört, fern der Wirklichkeit, sah er sie an. „Ah, ich wußte wohl, daß du gestorben bist. Ich habe alles im Traum gesehen. Auch ich bin gestorben; in einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertropfen fielen gleichmäßig auf meine Brust.“

Mit mütterlicher Zärtlichkeit, schon abgestreift die Geliebte, beruhigte die Dichterin den Kranken, der sich erst allmählich aus seinen Visionen zurückfand und entsetzt war, als er hörte, welche Gefahren sie auf dem Wege überstanden hatte.

Als die Sand, nachdem sie sich umgekleidet hatte, wieder zu ihm zurückkam, lag ihm noch der Schweiß eines erneuten, heftigen Hustenanfalls

auf der Stirn. Aber er saß noch immer am Instrument, spielte und sah sie dabei an, als fragte er: Kennst du das?

Eine Weile hörte sie zu. Dann wußte sie es. „Mozarts Requiem.“

Er nickte langsam. „Das spielt mir an meinem Sarge.“

Weiberrache.

Von Jeremias Gotthelf.

An einer Berghalde wohnte auf schönem Hofe ein Ehepaar. Der Mann war, was man so e gute Schlabi zu nennen pflegt, das heißt einer von denen, die man zum Guten und Schlechten gebrauchen kann, je nachdem es jemand in Sinn kommt; die Frau war ein kuraschiertes Weib, welches die Hand am Arm und Mannsschuhe an den Füßen hatte. Sie lebten in Frieden zusammen, nur hie und da gab es im Anfang ihrer Ehe saure Gesichter und zuweilen eine flotte Ausgschirrete, wenn der Mann zur Gesellschaft kam und nun ihr Narr ward, dumme Streiche machen mußte oder in traurigem Zustande heimkam. Allmählig gab sich das. Der Mann hütete sich bestmöglichst davor, und das Weib fand, es sei an allen Orten öppis, und wenn es nicht zu streng wiederkomme und eher ab- als zunehme, so sei es besser, nicht viel dazu zu sagen.

Da kam die neue Wirtschaft ins Land, wo wirten konnte, wer wollte, und an vielen Orten, solange er wollte; da fing es an zu bösen und strub zu gehen bei ihnen. Jeder Pintenwirt, das heißt jeder Wirt, dem nicht alte, angestammte Übung und ein guter Platz seine Gäste bringt, muß für Gäste sorgen, für sogenannte Lockvögel, muß dafür sorgen, daß man Leute bei ihm antrefte, um mit ihnen zu plaudern oder zu spielen. Heißt es von einer Wirtschaft: „Da trifft man nie jemand an, schon zweimal bin ich dort gewesen, u nie niemere ist da gsi!“ so ist die Wirtschaft verloren. Die Lockvögel sind doppelter Art, und womöglich muß der Wirt sie von beiden Sorten haben: solche nämlich, welche kurzweilig sind, welche, wie pfiffig sie sind, es doch zu machen wissen, daß man gerne bei ihnen ist, und solche, die zu rupfen sind, wo man sie nicht begehrt wegen ihren schönen Gesichtern, sondern wegen ihren Federn, und die nicht kurzweilig

sind, weil sie Späße sagen, sondern weil man mit ihnen Spaß treiben kann. So der Narr sein muß mancher, der wunder meint, wie witzig er sei und was er zu bedeuten habe.

Ein schlauer Pintenwirt, der fortdauernd ein Lächeln in den Munddecken hatte, ersah unsern Benz zum Lockvogel aus von wegen seinen Federn, und weil viel Kurzweil sich mit ihm treiben ließ. Er begann mit ihm zu handeln um allerlei, rief ihn immer herein, wenn er vorbeiging, rühmte ihn grusam, ließ ihm zuweilen Bescheid werden, es wolle jemand mit ihm reden; kurz, er trieb alle Künste und wußte Benz anzudrehen, daß es niemand geglaubt hätte.

Madle, die Frau, merkte das alsobald und wehrte ab, anfangs nur ganz süßerli und, als das nichts half, immer schärfer. Es war nicht, daß Benz gegen die Mahnungen seiner Frau gleichgültig war, oft half alles Bescheidmachen nichts und alle List und Ränke nicht, mit welchen sie ihn weglocken wollten, und oft, wenn er endlich da war, hatte er doch keine Tristig und redete immer vom Heimgehen; er müß si Seel, sagte er, sonst lehre sich seine Alte aber läß. „Die möchte ich dann sehen,“ hieß es, „laß es uns doch sagen! Wir wollen kommen und sie gschauen. Wüeste haben wir ase viele gesehen, aber Läzi no leni. Du wirst se aber doch nit öppe förchte? Wohl, myni sött mr! Tāt sie nume dsMul einist uf, su hätt si zwo am Gring, daß es se dünkte, si ghörti im Himmel un uf der Erde zsammelüte.“ So wiesen die Schlingel einander auf, und jeder wußte etwas Kurzweiliges zu brichten, wie er seine rangiert, und wie er es ihr gemacht.

Bei Benz brachten sie mit dem Aufstiefeln wenig ab, liederlicher ward er wohl, aber den alten Schlotter gegenüber seiner Frau behielt er doch. Der Pintenwirt sagte einmal, als sie wie-